

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Freitag, 4. Februar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Doralies verstand und errötete. Ihr Frauenstolz bäumte sich gekränkt auf. Nun konnte sie nicht mehr „Tante Asta“ sagen.

„Gnädiges Fräulein, es ist anders als Sie denken; ich komme, weil ich Sie um Verzeihung bitten wollte wegen meiner Flucht.“

„Ein wenig spät, scheint mir“, sagte Asta herbe, die sich noch immer nicht in die Situation finden konnte.

„Ja, es ist spät. Viel zu spät. Und das hat mich oft bedrückt, aber es gibt Dinge, die man schriftlich gar nicht richtig sagen kann. Es klingt dann doch alles verkehrt. Ich mußte schon selbst kommen. Mein Mann fand das auch, aber im ersten Jahre konnte ich nicht fort, dann kam der Junge und dann sollte er doch erst so groß sein, daß ich ihn mitnehmen konnte.“

Asta kam langsam näher. Setzte sich und deutete auf einen Stuhl. „So bist du wirklich verheiratet?“

Es lag soviel Erleichterung in ihrem Ton, daß das Kränken der Frage zurücktrat.

„Seit zweieinhalb Jahren und dies ist unser kleiner Detlev. Detlev Reintsema.“

Doralies machte den Jungen von seinem Bärenfell los und zog ihn in ihren Arm.

„Gnädiges Fräulein, es heißt immer, daß die Eltern ihre Kinder belehren müssen, aber es geht sicher auch manchmal umgekehrt. Sie glauben nicht, was ich alles gelernt habe, seitdem der Junge da ist. Vor allem hab' ich erst so recht eingesehen, was Sie an mir getan haben. Wie oft hab' ich mir schon ausgemalt, wie es wäre, wenn mein Mann und ich plötzlich wegstürben und keiner wäre mehr da, dem Detlev zugehörte. Und es käme dann doch jemand und gäbe ihm aus gutem Herzen Nahrung und Obdach, so wie Sie es damals bei mir machten. Das hab' ich Ihnen — dumm wie ich war — niemals genug gedankt. Aber inzwischen hab' ich's lange eingesehen und darum bin ich hier.“

Asta sah nachdenklich auf die junge Frau. Ja, das war die Doralies, an der sie vierzehn Jahre lang mit heißem Bemühen herumexperimentiert und herum-erzogen hatte, mit Hilfe der bewährtesten Handbücher, des besten Kinderfräuleins, der besten Erzieherin und des musterhaftesten Vikars, und sie war's auch wieder nicht, und das lag nicht allein an ihrer frauenhaften Gestalt und dem Kind auf ihrem Schoß. Manches war verwischt, vergrößert, gewissermaßen verbauert. Sie sprach noch ein reines Deutsch, und an ihren Manieren war nichts auszusehen, aber in ihrem Ton und in ihr Wesen war etwas Urwüchsiges hineingekommen, das die kleinen prettiösen Mäuren, die Asta ihr mit sovieler Mühe eingimpft, überwuchert und restlos ausgerottet hatte. Die hübsche, wilde Blume, die sie im Topfe hinter Glasheben gehegt, beschnitten und am Stöckchen immer wieder sorgsam aufgebunden hatte, so sehr diese Bemühungen dem Pflänzchen auch zur Pein gereichten, war hinausgeraten ins freie Feld und hatte sich da entwickelt, zwar nicht nach den Regeln zarter Treibhausblüten, aber nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur, die auch zweckmäßig und berechtigt waren.

„Und doch bist du mir damals bei Nacht und Nebel

durchgegangen. Nie hab' ich eine ähnliche Enttäuschung erlebt. Ich habe dich liebgehabt, Doralies. Und gerade deshalb traf es mich wie ein Schlag ins Gesicht, daß du so — — —“

„Ich weiß, daß es unrecht war, eben weil es heimlich war. Das hat mir mein Mann gleich zu Anfang beigebracht. Ich hätte es aber auch von selbst eingesehen, und ich bin ja hier, um gerade deswegen um Verzeihung zu bitten. Aber ich war ein dummes Göhr damals und ich hatte solche Angst. Am meisten vor dem Herrn Vikar. Ja, wenn ich an ihn denke, ist mir's, als könnte ich noch heute wieder durchgehen“, setzte sie mit halbem Lächeln hinzu.

Asta schüttelte den Kopf.

„Wie ist das nur möglich! Ein so vorzüglicher Mensch und so bedeutend.“

„Ja, aber ich so unbedeutend. Da saß der Haken. Er muß im Grunde auch froh gewesen sein, daß er mich los wurde. Wie mag es ihm gehen?“

„Er ist Pastor in Hamburg und nimmt, wie ich höre, in der Jugendbewegung eine führende Stellung ein. Seine Frau versteht ihn ganz und teilt alle seine Interessen.“

„Verheiratet also auch? Welches Glück! Da wird er sicher, das heißt, wenn er's überhaupt tut, mit Nachsicht an die dumme Doralies Kalumeit denken!“

„Wahrscheinlich, aber lassen wir das. Erzähle mir lieber von deinem Leben und von deinem Mann.“

„Da ist er“, sagte Doralies, nahm eine Photographie aus der Handtasche und reichte sie Asta hin. Dann ging ihr das Herz auf, und sie begann zu erzählen, von Meno und Menos Mutter, von dem Hause am Deich mit dem alten Spruch am Torbalken, von dem saften rinnenden Fluß und von ihrer Wirtschaft. Von den Pferden und den schönen Breitenburger Rindern, die die Hohenwardener an Größe und Ertragsfähigkeit übertrafen. Von den fetten Mastochsen, die Meno alljährlich ein mächtiges Stück Geld einbrachten. Daß Meno überhaupt ein Landwirt ersten Ranges sei, von dem alle jüngeren Nachbarn und manchmal auch die älteren sich Rat und Belehrung holten. Daß er zuverlässig sei wie Gold und geseit, und gegen seine kleine Frau ganz unvernünftig sei. Sie redete und redete und konnte kein Ende finden, und während sie Menos Lob in immer neuen Tönen sang, hafteten Astars Blicke an dem Bild des Gepriesenen.

„Ich kann mir denken, wie er ist, Doralies, sehr männlich, sehr bestimmt, nicht viele Worte machend —“

„Ja, ja“, sagte die junge Frau, „das ist wahr. Ich muß ihn manchmal geradezu anpörseln, daß er spricht. Dann sagt er, er hätte sich dazu eine Frau angeschafft, daß sie das Neben übernehme. Aber dafür denkt er an alles, sorgt für alles und hilft mir bei allem.“

Asta lächelte.

„Ich merke schon, du bist in die richtigen Hände gekommen. Das ist mir eine wahre Beruhigung, und es scheint mir auch, daß du deinen Platz gut ausfüllst. Aber was ist aus alledem geworden, was du bei mir gelernt hast? Hand aufs Herz, Doralies.“

Die frischen Wangen der jungen Frau färbten sich noch lebhafter.

„Ach, gnädiges Fräulein, damit ist es solche Sache. Ich glaube nämlich nicht, daß der liebe Gott mich für die schöngestigen Dinge bestimmt hat. Ein Klavier haben wir nicht. Damit erledigt sich die Musik schon von selbst. Es sei denn, daß Meno mal auf der Akkordgitarre spielt, was er sehr schön kann.“

Mit den Büchern aber hab' ich ja leider immer auf Kriegsfuß gestanden — Fräulein Werned wußte ein Lied davon zu singen — und besser ist das nicht geworden. Ich hätte ja auch gar keine Zeit mehr dazu am Tisch — so mit der Wirtschaft und mit Detlev, aber mein Mann weiß vielerei, er ist auf dem Realgymnasium gewesen. Abends liest er uns die ganzen „Bremer Nachrichten“ vor, den Leitartikel und den Roman unter dem Strich. Kurzum alles. Am Sonntag besuchen ihn oft Herren aus der Gegend, oder der Pastor, dann reden sie riesig geschickt über Politik oder sowas, und ich sitze mit der Hausarbeit dabei und höre zu. Auf die Weise lerne ich noch manches.“

Die kleine Standuhr auf dem Kaminsims schlug mit hellem Stimmchen fünf und Doralies nickte ihr zu.

„Das klingt noch so genau wie früher, daß ich mir einbilden könnte, Fräulein Werned träte herein und holte mich zu irgendetwas.“

— — — „etwas Unwillkommenem“, ergänzte Asta wehmütig. „Es schmerzt immer, ein Werk, an das man jahrelang seine beste Kraft gesetzt hat, absolut daneben geraten zu sehen.“ Da sprang Doralies ungestüm auf.

„Gnädiges Fräulein — o nein — nicht so. Wie ich Ihnen schon sagte — mit jedem Jahre sehe ich deutlicher, wieviel Dank ich Ihnen schulde. Zu vergelten ist's nie, was Sie an mir getan haben. Nur — ich konnte eben kein „gnädiges Fräulein“ werden, es lag nicht in mir. Was als Roggen gesät wird, läuft nie als Riseda auf.“

Asta zog seufzend die schmalen Schultern zusammen.

„Es mag meine Schuld gewesen sein, daß ich die Art des Kornes nicht erkannte, aber sprechen wir nicht mehr von dem, was ins Gebiet menschlichen Irrs gehört. Es muß mir genügen, daß Gott dennoch seine Hand über dich gehalten hat, und daß du als tüchtiger Mensch in deinem Kreise stehst.“

Doralies zupfte dem Jungen Kittelchen und Mütze zurecht.

„Ich muß jetzt gehen. Ich hab' dem Kutscher gesagt, daß er mich in einer Stunde am Krug erwarten soll.“

„Möchtest du nicht hier übernachten? Meinen Bruder würde es auch interessieren, dich und den kleinen Friesen zu sehen. Er ist zu einer Hagelbesichtigung nach Bollingen gefahren und kann jeden Augenblick wiederkommen.“

„Tausend Dank, aber eine Kusine meines Mannes erwartet uns um acht Uhr in Lübeck, ich muß fort, sonst verpasse ich den Zug. Gnädiges Fräulein —“ ihre Stimme wurde weich — „wenn ich nun gehe, darfst du dann denken, daß Sie sich künftig ohne Bitterkeit an Ihre Doralies erinnern werden?“

Asta hielt ihr die schmale, geschonte Hand hin.

„Das werd' ich. Es muß doch wohl etwas echte Mutterliebe in mir gewesen sein, trotzdem Pastor Dennert mir das manchmal bestritten hat, denn nun ich dich wiedergesehen habe, ist mir's, als ob das Häßliche — du weißt, was ich meine, aus meiner Erinnerung ausgelöscht sei. Darum sage ich dir zum Abschied, nenne mich wie früher, sag' wieder: „Tante Asta.““

Doralieses Augen schimmerten verdächtig, als sie Asters Hand küßte.

„Das wagst' ich gar nicht zu hoffen. Bis heute gab es in meiner Vergangenheit immer einen häßlichen Flecken, Meno fand auch, daß es einer sei, etwas, daran man nicht gerne denkt. Nun ist es ausgelöscht. Und ich bin ganz glücklich.“

„Ganz glücklich? Mein Kind, da sprichst du ein großes Wort gelassen aus.“

„Es fehlt ja auch wohl noch etwas. Darfst ich sagen, was es ist? Tante Asta, daß du uns mal besuchen und mein Heimwesen kennen lernen würdest und vor allem meinen Mann. In unserem Stuhlwagen würden wir dich von Bremen abholen, die Flagge würde aus der

Dachlute hängen. Du solltest Kiebitzger bekommen und „echten Klaben“, ganz schwarz von Korinthen und an sonnigen Tagen würde Meno dich auf dem Fluß im Kahn fahren.“

Ihre Worte überstürzten sich. So warm und eifrig hatte man früher die allzeit etwas gelangweilte Doralies niemals reden hören.

Asta beugte sich zu dem Jungen herab und strich ihm über das Haar, wie sie es einst bei ihrem „Nestvogel“ getan hatte. Aber Detlev war ein echter Reintsema und erinnerte in keinem Zug an seine Mutter.

„Du bist so still, Tante Asta, bist du mir am Ende doch noch böse?“ sagte Doralies enttäuscht.

„Nein, das bin ich nicht. Aber ich werde alt und langsam, und kann mich nicht mehr so schnell umstellen wie ihr Jungen. Gewiß, ich könnte sagen: „Dann und dann will ich reisen.“ Aber ich möchte lieber warten bis der Tag kommt, an dem ich mir sage: „Ich muß reisen, und sehen, wie es Doralies geht.“ Das wird dann schöner sein, als wenn ich dir heute schon ein festes Versprechen gäbe.“

Da dräng Doralies nicht weiter in sie. Schweigend verließen sie das Haus. Asta trug den Jungen die Treittreppe hinunter und ging mit bis zur Einfahrt.

„Lebe wohl, mein Kleiner. Lebe wohl, Doralies.“

Dann, einem warmen Impuls folgend, küßte sie die junge Frau auf den Mund und sah ihr sinnend nach bis sie mit ihrem Kinde am Ausgang der Lindenallee verschwand.

— E n d e . —

Sonne im Winterwald.

Zum Himmel heben sich die fahlen Äste,
Die Stämme steh'n unwirkt mit Nebelschleiern.
Blind schlich der Tag. Da aus der Wolkenteste
Stürzt sich hervor der Brand von Sonnenfeuern.

Er wächst ins Grau, ein lodernnd Flammenzeichen,
Und mischt sein rötlich Licht den fahlen Schatten,
Die in des Schneegrunds dämmernden Bereichen
Breit lagern auf den winterdürren Matten.

Er färbt den Wald in mäßigem Erglügen,
Dringt schillernd zu den dunkelsten Verstecken
Und lockt und lost, mit seinem Flammensprühen
Den Dämmer Schlaf des Winters aufzuschrecken.

Es ist nur kurzes Spiel, und schon verhüllen
Die Wolken bald das blasser Sonnenscheiden.
Doch wachgeküßt einmal, wirkt fort im stillen
Des Lichtes heimlich-großes Vorbereiten.

Heinrich Heis.

Mr. Dixons gute Idee.

Eine amerikanische Geschichte von H. Iwars.

Mr. Jonathan Dixon, Börsenkönig, Eisenbahnmagnat und Minenbaron, musterte mißvergnügt den langen schmalen Brief, den er unter seiner Morgenpost gefunden und ihm dem Äußeren nach sehr verdächtig erschien. Die Anschrift von kräftiger männlicher Hand lautete an Miss Ethel Dixon, welche junge Dame die Tochter Jonathans und der Stern der 5. Avenue war.

Mr. Dixon gewährte als echter Amerikaner seiner Tochter jede erdenkliche Freiheit, war auf ihre Schönheit, Bildung und Eleganz ungemein stolz, doch wäre ihm ein ernstes Verhältnis Ethels mit irgend einem New Yorker Swell nicht erwünscht gewesen. Bei der Wahl ihres Gatten hatte er bestimmte Absichten im Auge. Nach kurzem Überlegen öffnete er den Brief und las: „Süßeste Ethel! Es bleibt bei der Verabredung. Die „Kolumbia“ dampft 12 Uhr 30 Minuten aus dem Hafen. Wir müssen spätestens um 12 Uhr an Bord sein. Ich hole Dich um 11 Uhr ab. Steige aus dem Park in das Arbeitszimmer, er ist um diese Zeit immer im Klub. Vergaß Dein Scheiduch nicht. Als Bestätigung meines Schreibens trage heute, da ich Dich nicht mehr sprechen kann, beim Five-o'clock-tea in Astors Hall gelbe Rosen im Arm. Ewig Dein. Will Haddon.“

Mr. Jonathan Dixon wiegte grimmig den grauen Kopf. Dieser Will Haddon war jedenfalls ein smarterer Junge, einer,

der wachte, wie man seine Brocken aus der Schüssel nicht. Columbia, Entführung, Scheidung, dem Jungen schien die schöne Ethel Dixon, die reichste Erbin der New Yorker Plutokratie, gerade gut genug, geheiratet zu werden, dachte wohl auch sie schon sicher zu haben, sollte jedoch bald seinen mächtigen Irrtum einsehen. Mr. Jonathan Dixon war noch jedem jungen Swell gewachsen, das konnte jedes neugeborene Kind begreifen, wie wäre sonst Dixon, der als Zeitungsjunge am Broadway seine Laufbahn begonnen, der große Mann, ein Herrscher der Wallstreet geworden.

Mr. Dixon hob den Hörer des Fernsprechers auf dem Schreibtisch ab und ließ sich mit dem Auskunftsbureau Dunns und Bradstreets verbinden. Dort verlangte er Auskunft über Will Haddon, seine Familie, seine Stellung, sein Vermögen mit aller Beschleunigung, wenn möglich telephonisch.

Nach kaum einer halben Stunde, während Dixon noch die Post mit dem Privatsekretär erledigte, meldete sich das Bureau. Es gab erschöpfende Auskunft. Will Haddon war der Sohn eines Spediteurs in Boston, kaum 500 000 Dollar wert, hatte vor sechs Monaten seine Rechtsstudien beendet und eine Advokaturkanzlei eröffnet. Klienten hatte er bis jetzt keine, doch sei das Gerücht verbreitet, er stehe einer jungen Dame aus Milliardenkreisen sehr nahe, man könne daher von diesem jungen Mann eine große Überraschung binnen kurzem erleben.

Mr. Jonathan Dixon lächelte überlegen. Diese Überraschung kannte er und hatte die Absicht, sie gründlich zu vereiteln. Dieser junge Rechtsbekiffene, der noch von den spärlichen Notgroschen seines Vaters lebte, war ihm kein genehmer Schwiegerohn. Dixon dachte für Ethel an einen Gatten, der dem stolzen englischen Geburtsadel angehörte, und ihre weiße Stirn mit einer Perle schmücken konnte. Nachdenklich schweifte sein Blick durch das saalartige, prunkvoll eingerichtete Arbeitszimmer, das durch die massenhafte darin aufgestellten Kunstwerke musealen Charakter hatte, und blieb auf dem in die Wand eingebauten Kassenschrank haften. Eine blendende Idee schoß durch Mr. Dixons Hirn. Durch die breiten, tief zum Boden herabreichenden Fenster, durch die man die Aussicht in den Park hatte, wollte Will Haddon einsteigen. Er sollte nur kommen. Mr. Dixon war bereit, ihn zu empfangen und ein für allemal für Ethel unschädlich zu machen. Die gute Idee wurde zur fixen Vorstellung und führte ihm eine Reihe Bilder vor Augen, die diese Begegnung höchst dramatisch erscheinen ließen.

Beim Lunch, das er mit seiner Tochter einnahm, fragte er beiläufig: „Gehst du heute zum Five-o'clock-tea in Astors Hall, Ethel?“

Miß Ethel sah ihren Vater mit den großen, dunklen, langbewimperten Augen halb bedauernd, halb vorwurfsvoll an. „Gewiß, Pa. Heute wird Mrs. Graham über die Zukunft der amerikanischen Frau in zwangloser Form sprechen. Da fehlt keine aus unserem Klub.“

Mr. Dixon nickte und berührte den Taster der elektrischen Klingel. Ein Diener trat mit drei prachtvollen langstieligen gelben Rosen ein. Mr. Dixon überreichte die Blumen galant seiner Tochter. „Willst du nicht mir zuliebe heute diese Rosen tragen, my Darling?“

Miß Ethels Augen wurden feucht; durch die lachende Stimme klang Rührung. „Gewiß, Pa! Ich danke dir herzlich. Die Rosen sind stumm und doch so berechtigt. Sie sprechen laut zu mir von deiner Güte.“

Mr. Dixon freute sich seiner Überlegenheit, mit der er Will Haddon seine kleine Falle legte.

Durch die seidenumbüllten Lampen sickerte das Licht der elektrischen Birnen, das tiefe Dunkel zu matter Dämmerung erhellend. Die Stores an den offenen Fenstern bewegten sich leise im Hauche des Nachtwindes. Mr. Dixon hatte die Fenster offen gelassen, um es dem erwarteten Eindringler recht bequem zu machen. Im Schatten einer Marmorgruppe stand er, den Browning in der Hand. Die goldene Stuhuhur auf dem Schreibtisch schlug sanft und harmonisch elf Uhr. Wenige Minuten später stieg durch das Fenster ein junger Mann in etwas reduzierten Reiseanzug ins Zimmer. Er sah sich forschend um, näherte sich dann mit langen, unbehobenen Schritten dem Schreibtisch. Hier erstarrte er. Vor ihm stand Mr. Jonathan Dixon, den Browning erhoben, ein kaltes, verächtliches Lächeln auf den Lippen.

„Guten Abend, Dr. Will Haddon! Eine etwas ungewöhnliche Art, in der wir unsere Bekanntschaft machen. Wie Sie zu Ihrer Überraschung sehen, bin ich nicht im Klub, sondern habe mir erlaubt, Sie hier zu erwarten. Ich wünsche nicht, daß Sie meine Tochter heiraten. Ihr Vater ist mir zu pauver. Sie selbst sind nichts, haben nichts, was meinen Wunsch begreiflich scheinen läßt. Um Ihnen dies begreiflich zu machen, habe ich diese Unterredung herbeigeführt. Ich will meine Tochter von Ihnen frei machen. Ich hätte das Recht, Sie als Einbrecher in mein Haus einfach nieder-

zuschleichen, will Ihnen aber noch einen Ausweg lassen. Im Kassenschrank liegen 200 000 Dollar, hier ist der Schlüssel dazu. Sie stehlen mir das Geld und gestehen den Diebstahl in einem Brief an Miß Ethel. Sie schreiben ihr, daß Sie es vorziehen, mit dem Geld allein nach Europa zu fahren. Sie bleiben ein Jahr drüben, dann können Sie zurückkommen. Inzwischen wird sich jede Erinnerung an Sie in meiner Tochter zur Verachtung gewandelt haben. Also, wählen Sie, Mr. Will Haddon!“

Mr. Jonathan Dixon hob den Browning. Der junge Mann hatte, schredengelähmt, kein Wort der Erwiderung gefunden. Jetzt kam ihm das Verständnis von Mr. Dixons Vorschlag. Sein Gesicht strahlte unverhehlt helle Freude. Eifrig sagte er: „Gerne, Sir, komme ich Ihrem Wunsch nach, nur möchte ich vorher um die 200 000 Dollar bitten.“

Empört warf ihm Mr. Dixon die Kassenschlüssel zu. „Sperren Sie die Kasse auf und gestatten Sie mir die Bemerkung, daß unsere persönliche Bekanntschaft nicht imstande ist, meine für Sie nicht vorhandenen Sympathien zu erhöhen. Ich kalkulierte, daß Sie nicht bloß ein Schuft, sondern auch ein Idiot sind. Sie geben gerne für 200 000 Dollar den Anspruch auf meine Tochter ab, die das Hundertfache des Betrags als Mitgift bekommen wird. Ich hätte vielleicht Ethels Willen nachgegeben, wenn sie ihr Glück in Ihnen gesehen hätte. Gott sei Dank, daß es so gekommen ist.“

Der junge Mann ließ den Schimpf gleichmütig über sich ergehen. Rubig öffnete er die Kasse und steckte das vorbereitete Geldpaket sorgfältig ein. Dann ließ er sich vor dem Schreibtisch nieder und sagte geschäftsmäßig: „Bitte, diktiert Sie mir das gewünschte Geständnis. Ich will Ihnen dazu noch versprechen, nie in meinem Leben in Miß Ethels Gesellschaft zu treten.“

Mit kühen, männlichen Schriftzügen schrieb er das Geständnis des begangenen Diebstahls nach Mr. Dixons Diktat nieder. Dann grüßte er den steif dastehenden Wallstreetmagnaten mit einem fröhlichen Schwung seiner Mühe und stieg gefassen zum Fenster hinaus.

Mr. Jonathan Dixon faltete das Geständnis Mr. Will Haddons zusammen und meinte zufrieden: „War eine gute Idee von mir, um 200 000 Dollar meine Ethel von dem Halsunten los zu machen. Es wäre sonst nicht leicht gewesen; sie hat den Kopf ihrer Mutter.“

Am anderen Morgen fand Mr. Jonathan Dixon zwei Briefe unter der Frühpost. Der eine war von Ethel und lautete:

„Lieber Pa! Verzeih' Deiner Ethel ihre Liebeslist. Ich wachte, Du würdest nie in meine Verbindung mit Will Haddon einwilligen. So ließ ich mich von ihm entführen. Um Deine mittelbare Zustimmung zu unserer Heirat zu erlangen, schrieb Will den Brief. Du gabst sie mir in den Rosen, obwohl Du mir die Rosen in anderer Absicht schenkest. Jetzt bin ich mit Will verheiratet. Statt zum Five-o'clock-tea fahren wir zum Friedensrichter unseres Countys und stehen uns trauen. Mit der „Olympia“ traten wir unsere Hochzeitsreise nach Europa an und kehren in sechs Monaten zurück. Ich sehne mich nach Deinen väterlich geöffneten Armen. Deine glückliche Ethel.“

Mr. Dixon rief sich die Augen und las den Brief zum zweitenmal. Er konnte ihn nicht verstehen. Um 5 Uhr hatte Ethel geheiratet, um 6 Uhr die „Olympia“ den Hafen verlassen. Um 11 Uhr hatte er aber noch Will Haddon die 200 000 Dollar stehlen lassen und ihm das Geständnis des Diebstahls abgezwungen. Er schloß und griff sich an den Kopf, der sich im Wirbel nicht zurechtfindet. Der zweite Brief, den er öffnete, gab ihm die gewünschte Aufklärung:

„Werter Mr. Dixon! Ich bin zwar der bedeutendste Einbrecher in den glorreichen Vereinigten Staaten und den umliegenden Ortschaften des Universums, aber so bequem wie gestern Abend hatte ich es nie. Auf Wunsch und im Beisein des Eigentümers 200 000 Dollar stehlen zu können, solcher Fall ist mir nie vorgekommen und wird sich kein zweitesmal ereignen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür. Gerne wiederhole ich mein Versprechen, nie in den Gesichtskreis Ihrer Tochter Miß Ethel Dixon zu treten. Nur die Ehre des Namens Will Haddon muß ich ablehnen. Ich führe zwar verschiedene, den Polizeibehörden sämtlicher Staaten unversehens gelegene Union bekannte Namen, aber Will Haddon lautet keiner von ihnen. Ich fürchte, mein Geständnis wird deshalb nicht die gewünschte Wirkung haben. Nochmals meinen schönsten Dank für den glücklichen, gesegneten astringen Abend, obgleich ich anfangs nicht schlecht erschrocken bin, als Sie plötzlich mit der Pistole vor mir standen. Mit den freundlichsten Grüßen Ihr Einbrecher von gestern Abend.“

Mr. Jonathan Dixon sank zurück. „200 000 Dollar!“, stöhnte er, „das war doch keine gute Idee!“

Welt u. Wissen

Wie das Leben auf die Erde kam. Über die Möglichkeit einer Urzeugung haben die Gelehrten sich lange gestritten, aber da nur wenige an dieses Wunder glaubten, haben andere angenommen, das Leben sei von außen auf die Erde geweht worden. Ganz neuerdings hat der bekannte schwedische Professor Soante Arrhenius diese Auffassung äußerst geliebt vertreten. Nach ihm schwirren winzig kleine Lebenskeime in den Räumen des Weltalls, abgelöst auf irgend einem Planeten von irgend welchem Lebendigen. Hinaufgetrieben in die Atmosphäre wie Staubbörnchen, immer höher, schließlich durch elektrische Abstoßung so hoch getragen, daß die Einwirkung der Schwerkraft nicht mehr in Betracht kommt, würden sie von dem „Strahlungsdruck“ des Sonnenlichts weit fortgetrieben durch den Weltraum. Mit ungeheurer Geschwindigkeit, denn der Weltraum ist leer. Arrhenius errechnet eine Geschwindigkeit, daß ein solcher Lebenskeim in 20 Tagen von der Erde zum Mars, in etwa 80 Tagen zum Jupiter, in 14 Monaten zum Neptun befördert werden könnte. Wo diese Lebensstäubchen auf einem anderen Planeten landen, da erwachen sie zu neuem Leben, wenn sie dort günstige Verhältnisse vorfinden, und dann ist es möglich, daß sie den Anfang eines Lebens bilden, das in immer weiterer Verwollkommenheit der Planeten füllt und sich zur Blüte entwickelt. Dr. S. Deller hält im neuesten Kosmos-Bändchen „Planeten und Menschen“ die Arrhenius'sche Hypothese theoretisch für möglich, denn es gibt einen Strahlungsdruck des Lichts, und die Vagabunden der Physik haben keine ernstlichen Einwendungen erhoben. Damit wäre allerdings die Frage nach der Entstehung des Lebens nicht gelöst, sondern nur verschoben.

Neue Bücher

* „Pestalozzi's Leben“. Von Professor Dr. F. Medicus. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Diese in der bekannten Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ erschienene Pestalozzi-Biographie ist klar und anregend geschrieben und auch für den Laien bestimmt. Einer unserer besten Pestalozzi-Forscher gibt hier ein lebendiges, tief erfaktes Bild von dem großen Erzieher, seinem äußeren Werdegang, seiner inneren Entwicklung, dem allmählichen Emporwachsen seiner Ideen aus unbewußtem Grunde und dem Umsetzen dieser Gedanken in die Tat. Das bewegte Leben dieses Mannes wird in großen Linien, mit sicherem Blick für das Wesentliche und feinstem psychologischen Verständnis geschildert. Auch sind die Schriften Pestalozzi's als wichtigste Zeugnisse seines inneren Lebens ausführlich herangezogen.

* Max Konzelmann: „Pestalozzi“. (Notapfel-Verlag, Zürich.) Konzelmann ist es nicht nur um den großen Pädagogen zu tun, noch um den Vaterlandsfreund, noch um das Urbild eines gütigen, oft allzu gütigen Menschenfreundes; er faßt alles zusammen in einem Bilde des Menschen, der schwach ist und stark zugleich, der von allen guten Geistern verlassen und wieder von wahrhaft göttlichem Geiste erfüllt scheint, der in die Irre geht und die Wahrheit selber ist, der verzweifelt und glaubt mit der gleichen ungeheuren Kraft. Pestalozzi selbst läßt er viel das Wort in Briefen, Zitaten, Aufzeichnungen. So zeichnet er das menschliche Bild, den Erzieher, den Politiker, den Schriftsteller, den geistig-sittlichen Charakter. Das wichtigste Kapitel gilt einer fundamental neuen Darstellung von Pestalozzi's religiöser Krise, die das Werk beschließt.

* „Wege zum Wissen“. (Ullstein, Berlin SW. 68.) Mit den „Wege zum Wissen“ hat der Verlag Ullstein eine Sammlung allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Bücher geschaffen, die gerade heute eines großen und dankbaren Leserkreises sicher sind. Bei den wohlfeilen und schmalen Bändchen ist hauptsächlich darauf Wert gelegt, daß der Inhalt, gleichviel um welches Wissensgebiet es sich handelt, von jedem ohne Fachkenntnis verstanden werden kann, und daß der Text zugleich unterhaltend wirkt. Unter den Autoren sind fast durchweg Namen von bestem Klang: Prof. Guden, Prof. Schweinfurt, Prof. Kämmerer, Prof. Spies, Prof. Hillebrand, Prof. Braek, Prof. Kalar, Prof. Lillig, Prof. Schaeffgen, Berndt, Prof. Friedenthal, Prof. Lessing, Artur Fürst, Adolf Heilborn, Raoul France, E. Nordenskiöld u. a. Die Sammlung, die ständig weiter ausgebaut wird, bringt Themen aus allen Gebieten des Wissens und menschlicher Betätigung. Sie ist eine Gruppe Bücher, z. B. dem Rätsel des Lebens (Geheimnis des Lebens, Vererbungen,

Mediumismus usw.), eine andere der Menschentum (Abstammungslehre, Sonderstellung des Menschen, Weib und Mann usw.) gewidmet. An größeren Gruppen seien noch erwähnt: Kosmologie, Zoologie, Botanik, Physik, Technik, Völkertunde, Forschungsreisen, Jagden, Philosophie, Religionskunde usw. Die rund 160 Seiten starken Bändchen sind zum Teil auch gut illustriert, mit Karten versehen, usw.

* „Religion und Kirche — und Jesus“. Was ist es um sie und was können sie uns heute sein? (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Was ist Religion? Brauchen wir sie? Können wir Religion heute noch haben? Ist, was die evangelische Kirche bietet, für uns lebendige Religion? Worauf gründet sie sich? Wie verhält sich der Glaube an Jesus Christus als deren Ausgangs- und Mittelpunkt zu dem Glauben und der Lehre Jesu selbst? Was hat er gelehrt und gelebt? Kann uns das heute noch etwas bedeuten? Kann Jesus selbst uns noch etwas bedeuten, wenn wir nicht in dogmatisch-kirchlichem Sinn „an ihn glauben“? Auf diese Fragen wird hier eine Antwort zu geben versucht, nicht auf dem Wege philosophischer oder theologischer Spekulation, sondern auf Grund geschichtlicher Erkenntnis.

* „Die Jesuiten“. Von Prof. Dr. Fr. Wiegand. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Der Verfasser gibt im ersten Kapitel seines überaus fesselnden Buches eine sehr anschauliche und objektive Schilderung von Ignatius von Loyola. Die eigenartige und sehr wirksame Verfassung der Gesellschaft Jesu und die Tätigkeit der Ordensmitglieder, ihre Ausübung an Seelsorge und Erziehung werden in den folgenden Abschnitten eingehender Betrachtung unterzogen. Ein besonders ausführliches Kapitel ist der Ausbreitung der Ordensmacht unter den Stürmen der Gegenreformation gewidmet. Der Verfall des Ordens im 17. und 18. Jahrhundert, seine Wiederherstellung seit 1814 und seine Entwicklung bis in die neueste Zeit schließen das Werk ab.

* „Die Photographie“. Von W. Zimmermann. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wer sich ernsthaft mit der Photographie beschäftigen will, muß sich vorher mit den besonderen Eigenschaften seines Handwerks vertraut machen und bis zum gewissen Grade über die wissenschaftlichen Grundlagen der Photographie unterrichten, um vor sonst unvermeidlichen Mißerfolgen geschützt zu sein. An solchen Anleitungen ist kein Mangel, doch hat sich das vorliegende Werk, das bereits in 2. Auflage erscheint, einen ehrenvollen Platz erobert, da es mit großem pädagogischen Geschick abgefaßt ist und inhaltlich, vor allem in den optischen und chemischen Teilen, besonders gründlich unterrichtet.

* „Bilder aus dem Ameisenleben“. Von S. Viehmeyer. 2. verbesserte Auflage besorgt von S. Stib. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) In fesselnden Schilderungen macht uns der Verfasser mit dem Wichtigsten aus dem Ameisenleben bekannt. Seine hervorragende Darstellungsgabe zeigt sich vor allem dort, wo er die eigenen, reichen Beobachtungen verwertet. Der größere Teil des Werkes ist mit Recht unseren heimischen Ameisen gewidmet, in einigen Kapiteln werden jedoch auch besonders interessante Lebensverhältnisse ausländischer Arten dargestellt.

* „Ungeziefer in Haus und Hof“, seine Lebensweise und seine Bekämpfung von Dr. Georg Stehli. (Franz'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) Das Buch will ein Berater und Helfer sein bei der Bekämpfung der verschiedensten Hauschädlinge, durch die sowohl der Mensch als auch seine Nahrungsmittel und seine Wohnungseinrichtung in mehr oder weniger weitgehendem Maße geschädigt werden. Da aber eine wirksame Bekämpfung stets die Kenntnis der Lebensweise des Feindes voraussetzt, so werden von diesen unerwünschten Hausgenossen in knapper Form Lebensweise und Art ihres Schadens angeführt und Anleitung zu ihrer Bekämpfung gegeben.

* „Sport und Körper“ von Dr. med. W. Hagen, Stadtmed.-Rat, Frankfurt a. M. 70 S. Text, 36 S. Illust. (Deutscher Verl. für Volkswohlfahrt, G. m. b. H., Dresden A.) „Sport und Körper“ soll dem Turner und Sportsmann zeigen, wie sportliche Leistungen mit Aufbau und Leben des Körpers zusammenhängen, und wie Turnen und Sport betrieben werden müssen, um der Gesundheit des Menschen zu dienen.

* „Ein Schulwandertag“, leichte, kurze Übungsstücke für Klavier zu 4 Händen von D. Thomas. (Steingräber-Verlag, Leipzig.) Auf der rechten Hälfte des Klaviers wandert sich in diesen Übungsstücken recht leicht; die linke Hälfte ist verhältnismäßig zu schwer gehalten und wird den Wandervögeln zur Klage Anlaß geben oder den Herrn Lehrer zum Fingereisen nötigen.

O. D.